

Der Andere

Roman

Andreas Pritzker

© 2019 Andreas Pritzker

Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt (D)

Umschlagbild: CanStockPhoto

ISBN: 978-3-7494-4614-8

Mehr Informationen zum Autor
und zu seinen Büchern sind zu finden auf
www.munda.ch

*Für
meinen Freund und
Schriftstellerkollegen
Rainer Bressler*

Die Kolibri-Bar war fast leer. Als ich eintrat war Eugen Anderegg daran, sich umständlich auf einen Hocker zu schieben. Seine Beweglichkeit war eingeschränkt. Das war mir bereits klar geworden, als ich ihn verfolgt hatte. Ich nahm an einem Tischchen im Hintergrund Platz, Rücken zur Wand, bestellte ein Tonic, das ich gleich bezahlte, und beobachtete ihn.

Anderegg blickte sich suchend um, musterte kurz die Gruppe von schweigsamen Trinkern in der entferntesten Ecke und bäugte mich misstrauisch. Ich starrte zurück, worauf er das Interesse verlor und sich abwandte. Sein Gesicht erhellte sich, als sich ein Neuankömmling neben ihn setzte. Anstelle eines Händedrucks begrüßten sich die beiden mit Schulterklopfen. Vor Anderegg stand ein bauchiger Kelch, dem Anblick nach eine Margarita. Der Neue bestellte ein Bier. Anderegg zückte ein Papierstück aus einer Jackentasche, entfaltete es und legte es auf die Theke. Die beiden Männer schienen etwas zu erörtern, sie redeten engagiert, mit ernstern Mienen. Andereggs Gesprächspartner kam mir bekannt vor. Dann erinnerte ich mich. Ich hatte ihn einmal an einer Pressekonferenz als Einsatzleiter der Feuerwehr erlebt.

Es war der erste Tag der Observation. Observation! Ich rede schon wie mein alter Freund Stucki, der als Detektiv bei der Kantonspolizei auf hohem Niveau Verbrecher jagt.

*

Anderegg war selbständiger Ingenieur. Sein Büro befand sich in der Nähe des Hauptbahnhofs, im Quartier nördlich der Geleise, wo die Mieten für einen Kleinbetrieb noch tragbar waren. Ich hatte in einem Café gegenüber dem Geschäftshaus, auf dessen Tafel beim Eingang auch Andereggs Name stand, gewartet. Ein Gebäude aus der Mitte des letzten Jahrhunderts, ohne jeglichen Charme. Der Fluch der Architekten: Entweder stellen sie als Künstler einen eigenwilligen Bau hin, aber der ist nicht zweckmässig. Die Bewohner freuen sich eine Zeitlang, weil sie mit dem exquisiten Stil auftrumpfen können. Dann nimmt der Alltag überhand. Sie ärgern sich täglich über Unbequemlichkeiten und stellen fest, dass der Unterhalt nicht bezahlbar ist. Oder die Baute ist funktional, dann wirkt sie durchschnittlich, gesichtslos, und ist zum Vergessen verurteilt.

Der Septembertag war mild, aber trübe, das Tageslicht gedämpft, nichts an der Stimmung besass Intensität. Zur Mittagszeit hatte sich für kurze Dauer die Sonnenscheibe milchig im Hochnebel gezeigt. Danach wurde wieder alles grau. Ich nippte an meinem kalt gewordenen Kaffee und dachte: grau wie mein Leben, dem die Farbe abhanden gekommen ist.

Vor dem Panoramafenster des Cafés spielte sich eine gewöhnliche Strassenszene ab. Menschen gingen geschäftig ihres Wegs. Es war fünf Uhr abends. Noch staute sich der Verkehr nicht. Ich bekam mit, wie eine Gruppe jüngerer Menschen aus dem Geschäftshaus trat und sich neben dem Standaschenbecher beim Eingang der Raucherei hingab. Süchtige eben. Die Rauchenden schienen allerdings bester

Laune zu sein. Keine Spur von schlechtem Gewissen. Die Stimmung war offensichtlich gelöst, ich nahm lachende Gesichter wahr. Das Thema konnte ich mir ausmalen: „Heutzutage dürfen wir nicht mehr gemütlich drinnen rauchen, aber auch uns tut die frische Luft gut, naja, was ist denn frisch an dieser abgasgeschwängerten Luft.“ Dann erschien Anderegg im Eingang zum Foyer, blieb stehen, zündete sich ebenfalls eine Zigarette an und beteiligte sich gutgelaunt an der Plauderei.

Anderegg rauchte! Der erste Punkt auf der Liste, die ich für den alten Küng zu führen begann. Ein fettgedruckter, negativer Punkt. Küng ist der Ansicht, man sollte das Rauchen in der Öffentlichkeit vollständig verbieten. Die schädlichen Moleküle, meint er, verbreiten sich in unserer Atemluft und erzeugen Krebs. „Wer in der Umgebung seiner Mitmenschen raucht, handelt unmoralisch“, ruft Küng gerne aus, um zu ergänzen: „Zudem richten sich diese Süchtigen selbst zugrunde und verursachen hohe Kosten im Gesundheitswesen.“

Anderegg rauchte, und ich hätte mir gerne eine Zigarette angesteckt. Aber ich habe das Laster vor sechs Jahren auf dringenden medizinischen Rat aufgeben müssen. Ich war damals erst siebenunddreissig, doch wurde die Pumpe störungsanfällig. Ich ging in mich. Ich kann dem Leben zwar nicht wahn-sinnig viel abgewinnen, aber ich sagte mir, vielleicht kommt doch noch was Gutes. Also gab ich es auf, die Welt gefiltert durch den blauen Dunst zu betrachten.

Nach ein paar Zügen drückte Anderegg das Rauchzeug im Aschenbecher aus und marschierte

davon. Der Feierabend war angebrochen, sodass ich Anderegg im Gewühl in kurzem Abstand folgen konnte. Zuerst schritt er gemächlich. Dann blickte er auf seine Armbanduhr und beschleunigte den Schritt. Und dabei fing er an zu hinken. Er konnte offensichtlich mit dem rechten Bein keine grossen Schritte machen. Der Mann hatte ein Hüftproblem! Damit bin ich vertraut. Nicht wegen mir selbst. Aber in meiner Familie grassiert die Leibesfülle. Ich kann mich davon nicht ausnehmen. Mag sein, dass mir dasselbe Schicksal auch noch blüht. Anderegg hingegen war schlank. Er musste sich sein Leiden auf andere Art eingefangen haben.

Mein Observierter war nicht zu verfehlen. Da hochgewachsen, schwebte sein Kopf über der Menge. Leicht humpelnd schritt er voran und schlängelte sich geschickt durch die Menschen. Ich stellte fest, in ihm steckte Energie. Anderegg ist sechzig, scheint aber trotz Behinderung in beneidenswerter körperlicher Verfassung zu sein. Sein Tempo brachte mich – untrainierter, übergewichtiger Journalist mit berufsbedingt hohem Alkoholkonsum – jedenfalls ins Schwitzen.

*

Da Anderegg am Feierabend zielstrebig die Bar aufgesucht hatte, fragte ich mich, ob ich Küng berichten musste, sein Neffe rauche nicht nur, sondern sei auch Alkoholiker. Doch einen zweiten Drink genehmigte er sich heute Abend nicht. Anderegg verlangte die Rechnung. Als sein Gesprächspartner ebenfalls

den Geldbeutel zückte, winkte er ab. Er zahlte, und vermutlich gab er ein beachtliches Trinkgeld, denn der Barmann grinste breit. Die beiden Männer glitten von ihren Barstühlen, was bei Anderegg ungelenkt wirkte, und verabschiedeten sich. Ich folgte ihnen nach draussen.

Anderegg hatte es nicht mehr eilig. Er schlenderte zu seinem Büro zurück, das an derselben Strasse lag wie das Lokal. Weil er mich in der Bar erspäht hatte, hielt ich diesmal sorgfältig Abstand. Beim Geschäftshaus angekommen sah ich ihn im Foyer gleich den Lift zur Garage betreten. Kurz darauf fuhr er in einem Jeep Cherokee die Rampe hoch. Das gab einen zweiten Punkt auf der Liste für Küng. Anderegg wohnte zwar am nördlichen Stadtrand, doch hätte er leicht das Tram nehmen können. Küng regte sich auf, wenn jemand in einer solchen Situation für den Arbeitsweg das Auto benützte. Und er bestand darauf, dass es in Zeiten des Klimawandels selbst Gehbehinderten zuzumuten war, öffentliche Verkehrsmittel zu gebrauchen.

Für heute war die Observation beendet. Sie hatte bereits gezeigt, dass Anderegg nicht gewillt war, sich den gesellschaftlichen Erfordernissen anzupassen. Ich fühlte mich von seinem eigennützigem Verhalten provoziert und rechnete stark damit, dass sich die Negativliste weiter füllte.

Anderegg scheint ein eingefleischter Einzelgänger zu sein. Das ist ein provisorischer Befund. Ich observierte den Mann während der nächsten zwei Wochen. Zu diesem Zweck hatte ich um unbezahlten Urlaub nachgesucht und diesen postwendend erhalten. Unserer Zeitung geht es finanziell derart unerfreulich, dass Chefredaktor Steinemann geradezu auflebte, als ich ihm meinen Antrag einreichte. Küng entschädigt mich für mein Tun, und im Vergleich mit meinem Journalistensalär ist die Bezahlung fürstlich.

Da ich Anderegg im Alleingang beschattete, gab es leere Zeitspannen, über die ich nichts wusste, da ich mich derweil eigenen Bedürfnissen – Essen, Schlafen – widmen musste. Ich bemühte mich jedoch um ein möglichst vollständiges Bild. Ich parkierte morgens um sechs vor seiner Wohnung, registrierte, wie er kurz darauf zur Arbeit fuhr und folgte ihm durch den noch erträglichen Morgenverkehr. Ich hielt gemäss Stuckis Ratschlägen gebührenden Abstand. Anderegg als aufmerksamer Mensch hätte mich entdecken können. Da ich sein Ziel jedoch kannte machte es nichts, wenn ich ihn aus den Augen verlor – was ein paar Mal vorkam. Meine alte Kiste – wesentlich bescheidener als Andereggs Cherokee – stellte ich in einer nahen Parkgarage ab und platzierte mich im Café gegenüber seinem Büro.

Hier belegte ich einen Fenstertisch und erledigte am Laptop diverse journalistische Pendenzen. Immer wieder linste ich zum Geschäftshaus hinüber und behielt das Foyer sowie die Zufahrt zur Parkgarage im

Auge. Ein Glück dass der junge Mann, der durch das schmuddelige Lokal schlurfte und die Gäste unwillig bediente, sich um nichts kümmerte. Offenbar war es ihm scheissegal, dass ich den ganzen Tag hier sass, ein bisschen konsumierte und schrieb. Wenn ich Anderegg abends wegfahren sah, holte ich meinen Wagen und folgte ihm.

Anderegg wohnt in einem modernen, eleganten Bau. Ich hatte recherchiert und wusste, dass ihm die Wohnung gehörte. „Ansehnliche Wohnfläche, nicht ganz billig“, hatte mein Informant beim Steueramt angegeben. Im Vergleich dazu ist meine eigene Unterkunft bescheiden. Doch ich beklage mich nicht. Vor allem, weil die Miete in der städtischen Liegenschaft sehr günstig ist und die Verwaltung mir erlaubte, die Bleibe nach meiner Scheidung zu behalten. In solchen Fällen sind Beziehungen von unschätzbarem Wert.

Vor seinem Haus angekommen verschwand Andereggs Wagen in der Zufahrt zur hauseigenen Parkgarage. In der städtischen, mit jungen Bäumen bestückten Allee fand ich immer einen Parkplatz, von dem aus ich Andereggs Wohnung beobachten konnte. Nach kurzer Zeit sah ich, wie im dritten Stockwerk die Fenster aufgingen. Anderegg pflegte, sobald er nach Hause kam, die Wohnung zu lüften. Ich hockte bis abends um zehn in meinem Auto, hörte Musik, kaute an einem Sandwich herum, das ich zur Mittagszeit zusammen mit einer Literflasche Mineralwasser vorsorglich gekauft hatte, und verfluchte den Auftrag. Die Herbstabende wurden kühl, doch um keine Aufmerksamkeit zu erregen wagte

ich es nicht, von Zeit zu Zeit den Motor laufen zu lassen um das Wageninnere zu heizen. Ich will noch anmerken, dass ich, getreu den Rezepten von Detektiv Stucki, die er nach dem dritten Bier gerne bekannt gibt, nur wenig trank – denn in der Umgebung von Andereggs Wohnung gab es keine öffentliche Toilette, und ein zielsicheres Pissen in die leere Wasserflasche traute ich mir nicht zu.

Also, während dieser zwei Wochen begab sich Anderegg abends nach Hause und ging nicht mehr aus. Keine Teilnahme an Vereinsversammlungen, kein Stammtisch, kein Besuch von Kino, Theater, musikalischen Darbietungen. Er war nicht eingeladen und er bewirtete keine Gäste. Eine Freundin oder ein Freund – ich besass noch keinen Anhaltspunkt über seine sexuelle Präferenz – war nicht in Sicht.

Halt. Muss das korrigieren. Ich gebe es nicht gerne zu und werde es im Bericht an Küng unterdrücken. An einem Freitag Abend verlor ich ihn und sah ihn erst wieder am Sonntag Abend in seiner Wohnung aufkreuzen. Vielleicht war er doch nicht der hartnäckige Einzelgänger, als der er mir anfänglich erschienen war.

Mittags verliess er sein Büro, kaufte sich in einem nahen Take-Away ein Sandwich – ich hatte von meinem Fensterplatz aus alles im Blick – und kehrte zurück, um die magere Beute in seinem Büro zu verzehren, wohl bei der Arbeit.

Die Arbeit bestand hauptsächlich aus Gutachter-tätigkeit. Anderegg hatte sich gemäss seiner Website auf die Sicherheit von technischen Systemen spezia-

lisiert. Und es sah so aus, als müsse er nicht um Aufträge kämpfen. Während der Observation verliess er zweimal das Büro zu Fuss und begab sich, von mir verfolgt, einmal zum Chemischen Institut der Universität und einmal zur Kantonspolizei. Das dritte Mal nahm er den Wagen und besuchte eine Sanitär-Firma in der Agglomeration.

*

Kaum hatte Anderegg die Polizeikaserne verlassen rief ich Stucki an und wollte wissen, was Anderegg bei den Ordnungshütern zu suchen gehabt habe. „Und spar dir den Scheiss von 'vertraulich, laufendes Verfahren' und so weiter“, sagte ich.

„Stehst du etwa unten am Eingang und hast ihn weglaufen gesehen? Dann möchte ich eine Erklärung von dir. Und weshalb willst du das überhaupt wissen?“ fragte er, ohne mit einer ehrlichen Antwort zu rechnen.

„Journalistische Recherche im Interesse der Nation“, sagte ich, wie immer.

„Na gut, es ist nicht geheim. Anderegg untersucht den Brand in einer Villa am Zürichberg.“

„Ich dachte ihr hättet eigene Experten?“

„Wir haben, auch die Feuerwehr hat, aber es ist Ferienzeit, alle Anwesenden sind ausgebucht.“

„Es geht doch nicht etwa um den Fall Kuhnert?“

„Dir bleibt ja nichts verborgen. Genau um den geht es.“

Darüber hatte auch unser Blatt berichtet. Bisher nur die Fakten, welche die Polizei an einer Presse-

konferenz bekannt gegeben hatte. Doch damit war die Sache bestimmt nicht vom Tisch. „Affaire à suivre!“ hatte Steinemann an der Redaktionskonferenz bereits bemerkt. Denn in der Öffentlichkeit wurde der Brandfall diskutiert. Ein klassisches Drama mit drei Personen: Grossmutter Lydia Kuhner, der die Villa gehörte und die in der Szene der bildenden Künste eine Rolle als Mäzenin spielte. Sohn Silvio, erfolgreicher Unternehmer, auch er beachtlich betucht, zeitweise freisinniger Kantonsrat. Er lebte an der Goldküste in Küsnacht. Schliesslich dessen Tochter Tamira. Sie studierte angeblich Journalismus, war aber in Wirklichkeit ziemlich vergammelt und hatte bestimmt seit langem keinen Hörsaal mehr von innen gesehen. Sie hatte bei der Grossmutter gewohnt und in der Villa regelmässig wilde Partys veranstaltet.

Dann stellte sich heraus, dass Sohn Silvio geplant hatte, seine Mutter in eine Altersresidenz zu verfrachten und auf dem Gelände der Villa Luxuswohnungen aufzustellen. Eine Boulevard-Zeitung hatte eruiert, dass die alte Dame sich geweigert habe, die Villa zu verlassen. Statt dessen hatte sie angefangen, Küche und Bad zu renovieren. Die Zeitung hatte geschrieben, der Brand „komme Sohn Silvio sehr gelegen“. Hätten sie es weniger verblümt ausgedrückt, wäre ihnen vermutlich eine Anklage wegen übler Nachrede ins Haus geflattert. Selbstverständlich gab der bürgerlich politisierende Unternehmer für viele von uns ein ideales Feindbild ab.

Auch die Staatsanwaltschaft fing an zu bohren und entdeckte diverse familiäre Spannungen. Es

häuften sich die Anhaltspunkte, dass die Villa tatsächlich hätte abgepackelt werden sollen. Obschon der Brand schnell gelöscht werden konnte, war die alte Dame ums Leben gekommen. Sie starb an einer Rauchvergiftung.

„Und Anderegg soll die Brandursache und den Ablauf ermitteln?“ mutmasste ich.

„Du sagst es.“

Ich legte auf.

*

Dass die Polizei Anderegg als Experten einsetzte sprach eher für den Mann, den ich ausspionierte.

Sollte ich dies in meinem Bericht als Pluspunkt festhalten? Nein. Mir widerstrebt es, Beschlagenheit in technischen Belangen positiv zu bewerten. Hingegen notierte ich die für meinen Begriff mangelhaften sozialen Kontakte als Negativpunkte. Sozial nur im Berufsleben, sonst asozial wie ein alter Bär. Vielleicht sah das mein Auftraggeber nicht so, aber er hatte verfügt, dass alles, was mir auffalle, in den Bericht gehöre.

Nach zwei Wochen empfand ich die Observation nicht nur als unergiebig, sondern geradezu als stinklangweilig. Zudem war mein unbezahlter Urlaub vorbei. Ich musste wieder in die Redaktion zurück. Folglich meldete ich mich bei Küng und sagte: „Wir müssen reden“.

Der alte Mann kicherte. Er genießt es, wenn man ihm mit Redewendungen kommt, die er aus Fernsehfilmen kennt. Er bestellte mich auf den nächsten Morgen zu sich.

Norbert Küng war als Grosshändler mit Raucherwaren reich geworden. Eigentlich unverschämt reich sogar. Ich meine, so reich wird man nur, wenn man dem Volk mit überhöhten Preisen das Geld aus den Taschen zieht. Über diesen Punkt stritten meine Ex-Frau und ich zuweilen. Nicole war der Ansicht, wenn sich jemand im Markt mit Geschick behaupten könne, dann habe er den Reichtum verdient. Die Reichen spielten eine wichtige Rolle als gesellschaftliche Triebkraft. Sie warf mir vor, schlicht und einfach neidisch zu sein; ich hätschele den Glauben, zu kurz gekommen zu sein, und bemitleide mich deswegen. Vielleicht sei ich ja tatsächlich zu kurz gekommen im Leben. Doch dagegen könne man etwas tun. Allerdings müsse man aktiv werden und nicht darauf warten, dass der Staat für einen Sorge. Ich zum Beispiel, argumentierte sie, hätte nach dem Studium alles getan, um mich in ein bequemes Nest zu legen und niemals einen Versuch unternommen, daraus herauszuklettern und flügge zu werden. Ich hätte eben jegliches Risiko gescheut. Mit dieser Aussage war dann der Punkt erreicht, an dem ich ohne zu antworten die Wohnungstür hinter mir zuschlug und mich in die nächste Bar verzog, um mich, platzend vor Protestgefühlen, volllaufen zu lassen.

Übrigens weiss Nicole, von was sie spricht. Sie stammt wie ich aus einfachen Verhältnissen. Wir haben uns als Mitglieder der SP kennengelernt. Doch dann hat sie sich weiter entwickelt, und heute leitet sie die Marketing-Abteilung eines erfolgreichen mitt-

leren Pharmaunternehmens. Selbstverständlich ist sie aus der Partei ausgetreten, und ich denke, sie verdient heute das Doppelte bis Dreifache meines Journalistensalärs.

Viele Menschen aus meinem Bekanntenkreis haben sich weiter entwickelt. Auch Küng. Mit fünfundsiebzig – vor zehn Jahren – hat Norbert sein Geschäft verkauft und sich pensioniert. Dem vorausgegangen war ein mehrwöchiger Aufenthalt zur Winterzeit in einem marokkanischen Luxusresort, ausserhalb von Marrakesch am Fuss der Atlasgebirges in eine rötliche Wüste gebettet. Hier hatte Norbert über den Sinn seines – grösstenteils verflorenen – Lebens nachgedacht. Mir sagte er: „Ich habe rechtzeitig den Ruf des Muzzedins gehört!“ Ich warf ein: „Muezzin.“ Norbert schaute mich verwundert an und fuhr unbeirrt weiter: „Auf einem Kamel durch die leere Wüste zu reiten, nur der Führer und ich, das war traumhaft. Und bei Besuchen im Oasendorf habe ich gesehen, wie wenig die Menschen zum Leben brauchen. Das sollten wir uns zum Beispiel nehmen. Aber am meisten berührt hat mich der Ruf des Muzzedins beim Sonnenaufgang. Das hat mich zur Besinnung gebracht.“

Daraufhin erfand er sich neu. Von einem Tag auf den andern versagte er sich das Rauchen der teuren Havannas, die ihn ein Leben lang begleitet hatten. Nicht nur gab er seine Verwaltungsratsmandate bei der Tabakindustrie zurück. Er gründete eine Bewegung, die sich dem Ziel widmete, den Lebensstil der Menschen im Hinblick auf Volksgesundheit und Umweltschutz zu verbessern.

Er habe, erklärte Norbert, diese Bewegung im Schoss seiner Partei, der FDP, ansiedeln wollen. Doch die sturen Hunde, die damals wie heute in den Parteigremien sassen, hatten davon nichts wissen wollen. Also trat er aus der Partei aus.

Die Bewegung nannte er „Forum verantwortlicher Bürger“. Sie war als Verein organisiert. Der Verein wurde mit Mitgliederbeiträgen betrieben. Doch wie nicht anders zu erwarten reichten diese kaum aus, um eine dreissigprozentige Sekretariatsstelle zu finanzieren. Es versteht sich von selbst, dass Küng die hauptsächlichen Kosten des Forums finanzierte, zu dessen Präsident auf Lebenszeit ihn seine Getreuen gewählt hatten.

Das Forum machte bald durch aufwändige Kampagnen in den Medien auf sich aufmerksam. Die Redaktion unseres Blattes betrachtete die Bewegung mit Wohlwollen, weil sie der Wirtschaft kritisch gegenüber stand und den masslosen Konsum verdamnte. Steinemann delegierte mich an eine Versammlung des Forums, um darüber zu berichten. Auf seinen Vorschlag hin – und nachdem er bereit war, meinen Mitgliederbeitrag zu bezahlen – trat ich dem Forum bei.

Ich war angehalten, über die Aktivitäten regelmässig zu berichten. Das erwies sich allerdings als ausgesprochen mühsam. Denn die Versammlungen liefen äusserst langweilig ab. Die Traktanden interessierten mich keinen Deut. Sie und das, was die Anwesenden – alles wohlmeinende Menschen – dazu mit Eifer, aber sehr geschwätzig vorbrachten, entsprach den heutigen Trends, von denen unsere Zei-

tung ohnehin blattfüllend berichtete. Für meine Berichte pflegte ich mir daher ein paar Banalitäten aus den Fingern zu saugen und von Zeit zu Zeit, wenn er wieder einmal eine Kampagne gestartet hatte, ein Interview mit Norbert zu bringen. Darin verpackte ich immer dieselbe Botschaft: Die Reichen sind an allem schuld. Reiche Menschen sind egoistisch, ausbeuterisch, rücksichtslose Sklaventreiber und so weiter, doch manchmal gelobt so ein Mensch, sich zu bessern und gesellschaftlich in der richtigen Richtung aktiv zu werden – Paradebeispiel der zum Humanismus konvertierte Norbert Küng.

Aus lauter Langeweile gab ich an einer besonders zähflüssigen Versammlung ein paar kämpferische Voten ab – ich brauchte dazu nur eine Schublade meines beruflichen Gedächtnisses aufzuziehen. Dies gefiel Küng. Hinzu kam, dass Intelligenz in diesem Kreis so dünn gesät war, dass selbst meine begrenzten Fähigkeiten hervorstachen.

„Menschen wie dich braucht das Forum“, rief Küng aus, der mich unverzüglich in seinen Freundeskreis aufnahm. Und nur der Hinweis auf meine berufliche Beanspruchung rettete mich davor, in den Vorstand des Forums gewählt zu werden. Was ich nicht vermeiden konnte war, dass Küng mich zum Ressortleiter beim Kampf gegen das Rauchen ernannte.

Ich habe diesen Job nicht gesucht, aber mich Norberts Wunsch gefügt. Auch ich halte es für nötig, das Rauchen zu bekämpfen. Es widerspricht schlicht der volksgesundheitlichen Vernunft. Nachdem ich selbst die Raucherei aufgegeben hatte, gebärdete ich mich

eine Zeitlang als militanter Gegner. Inzwischen ist meine Leidenschaft bei diesem Thema erkaltet, aber mir fehlt die Energie zum Bruch mit Küng.

*

Norbert besitzt mitten in der Stadt ein elegantes Geschäftshaus mit vier Etagen voller Kanzleien namhafter Anwälte. Und in den zwei Etagen darüber befindet sich eine luxuriöse Attikawohnung – viel Marmor und Glas –, die er 'mein bescheidenes Penthouse' nennt. Der Begriff 'bescheiden' trifft hier schlicht nicht zu. Ausser den Wohnräumen gibt es einen Fitnessraum mit Hallenbad (die Grösse leider begrenzt aus statischen Gründen, pflegt Norbert seufzend zu bemerken), Gesellschaftsräume sowie eine hochmoderne Küche mit klimatisiertem Weinkeller. Von der Dachterrasse bietet sich dem neidisch staunenden Gast eine weiträumige Aussicht über die Stadt und die bewaldeten Hügelzüge, bei klarer Sicht bis zur Alpenkette in der Ferne.

Ich denke, ein beträchtlicher Teil der Menschen, die in dem von Norbert bewunderten marokkanischen Dorf leben, fänden in diesen Gemächern Platz.

Als ich um zehn Uhr morgens auf den Klingelknopf neben dem Lift, der direkt in Künigs Wohnung führt, drückte und mein Gesicht der Kamera präsentierte, tönte es aus dem Lautsprecher: „Bonjour, Monsieur Rohr, kommen Sie herauf.“ Es war die Stimme des Butlers namens James, der stets äusserst gediegen auftritt. James stammt aus der Romandie, und ein paar Jahre im Dienst eines echten Lords auf

dessen Landsitz am Genfersee haben ihn geprägt. Er spricht Schriftdeutsch mit einem charmanten Akzent. Ich schätze sein Alter auf rund fünfzig Jahre, aber da er laut Norbert täglich im hauseigenen Fitnesscenter trainiert, könnte er auch älter sein. James ist vermutlich ein Berufsname, den er sich zugelegt hat.

Neben James arbeitet bei Norbert noch ein thailändischer Koch, der seine Kunst in Marseille erlernt und nun sein Glück in Norberts vollautomatisierter Küchenlandschaft gefunden hat.

James führte mich in den Salon, der durch eine Glasfront von der Terrasse getrennt ist. Die Fläche des Salons entspricht der Fläche meiner Wohnung. Der Boden besteht aus einem teuren Marmor, und die Möblierung lässt sich am besten durch die verwendeten Materialien charakterisieren: Chromstahl, Glas, Leder und ein paar edle Hölzer aus Afrika.

Den verantwortlichen Innenarchitekten hatte mir Norbert an einer seiner Partys vorgestellt. Es handelte sich um einen trinkfreudigen, gesprächigen Roman, den offenbar James angeworben hatte. Jean-François war ein notorischer Raucher, und Küng hatte mich als lebende Speerspitze gegen die Raucherei vorgestellt. Trotzdem verstanden wir uns glänzend. Übrigens durfte der Einrichter als einziger von Norberts Gästen in der entlegensten Ecke der Dachterrasse rauchen. Ich äusserte James gegenüber deswegen meine Verwunderung. James deutete an, Jean-François habe gedroht, den Auftrag hinzuschmeissen, falls er im Penthouse nicht rauchen dürfe. Und Norbert habe entschieden, er könne nicht

auf den genialen Architekten verzichten, und hierauf die personalisierte Raucherzone festgelegt.

Im Salon sass Küng in einem Ledersessel am Panoramafenster. Er war ins *Liberale Blatt* vertieft. Als ich eintraf, faltete er kopfschüttelnd die Zeitung zusammen und sagte: „Alles aus konservativ-bürgerlicher Sicht. Aber den Wirtschaftsteil muss man lesen, auch wenn man nicht mehr zum Club gehört. James, bring Herrn Rohr doch bitte Kaffee.“

„Sehr wohl“, sagte James, und zu mir: „Grosse Tasse mit einem Tropfen Milch und einem Stück Zucker, wenn ich nicht irre.“

„Sie irren sich niemals, James“, sagte ich, und zu Küng: „Warum liest du denn nicht unser Blatt?“

„Passt mir zwar ideologisch besser, die Artikel sind aber von ungenügender Qualität – Beiträge von Anwesenden natürlich ausgenommen.“

Ich berichtete Norbert von meinen Erkenntnissen. Die Negativliste beeindruckte ihn. „Ich hatte Eugen im Verdacht, einseitig zu sein, aber dass er dermassen unsozial ist habe ich nicht erwartet. Ich will aber meiner Sache sicher sein. Schliesslich geht es um eine grosse Verantwortung und um viel Geld. Observiere ihn weiter.“

„Das kann ich nicht. Steinemann will mich wieder in der Redaktion sehen.“

Küng überlegte eine Weile. Zu diesem Zweck erhob er sich und fing an, im Salon hin und her zu schreiten. Und wieder fiel mir auf, wie aussergewöhnlich hochgewachsen er war, lang und mager, knochig und mit einem kleinen, runden Kopf, dem die Haare ausgegangen waren. Schliesslich sagte er:

„Dann solltest du einen Weg finden, um beruflich mit ihm Kontakt aufnehmen zu können. Kannst du nicht eine Serie von Interviews mit ihm machen? Ein Grund fällt dir bestimmt ein, gewitzt wie du bist.“

Der Grund ergab sich von selbst. Ich begab mich in Steinemanns gläsernen Kubus, von dem aus er uns alle, die wir im Newsroom schufteten, ausspähen kann. Steinemann schien schlechter Laune zu sein. Er liess mich warten und starrte weiter auf seinen Bildschirm. Schliesslich knurrte er: „Was gibt’s?“

Ich sagte, der Fall Kuhnert interessiere mich. Ich hätte erfahren, dass ein Sicherheitsexperte namens Anderegg von der Polizei den Auftrag bekommen habe, die Umstände des Brandes abzuklären. An den möchte ich mich heften und aus erster Quelle erfahren, was er herausfinde.

Steinemann reagierte unwirsch.

„Lass das bleiben. Ich habe Spiess beauftragt, im Fall Kuhnert zu recherchieren. Bin sicher, er wird eine saftige Story bringen.“

Es schien, als ob auch Steinemann den Unternehmer und Sohn des Opfers, Silvio Kuhnert, in die Pfanne hauen wollte. Spiess ist bekannt für sozialkämpferische, glänzend geschriebene Beiträge, doch ich mag ihn nicht. Ich habe das Steinemann bei einem vertrauten Gespräch über einem Bier verraten. Mindestens einmal pro Jahr nimmt sich der Chefredaktor einen seiner Schreiberlinge zur Brust und geht mit ihm ein Bier trinken. Er nennt das „Mitarbeitergespräch“, und es gilt die Regel, dass nichts von dem, was dabei geäussert wird, nach aussen dringt. Steinemann hatte den Grund für meine Abneigung wissen wollen.

„Es sind mehrere Gründe. Weil er weiss, dass er

gut schreibt, ist er zu aufgeblasen. Zudem lässt er sich von Stimmungen hinreissen und recherchiert nicht gründlich. Und schliesslich nervt er mich, weil er Raucher ist und sein schlechtes Gewissen beruhigt indem er erklärt, eigentlich wäre es Pflicht der Pharmaindustrie, ein Mittel gegen Tabaksucht zu entwickeln. Doch auf Druck der Tabakindustrie täten sie das nicht.“

Steinemann hatte geschmunzelt. „Klingt reichlich blöd, zugegeben. Aber die Aussage erlaubt es immerhin, gleich zwei bei unserer Redaktion unbeliebte Branchen zu disqualifizieren. Unnötig dir zu sagen, dass die beiden Branchen in unserem Werbebudget praktisch keine Rolle spielen.“

Jetzt fuhr Steinemann fort: „Und erzähl Spiess von diesem Gutachten. Vielleicht kann er damit seinen Text noch etwas pfeffern. Vom Gutachter wird er allerdings nichts erfahren. Ein Gutachter redet nur mit seinem Auftraggeber.“

„Gut. Aber wie wäre es, wenn ich mit diesem Gutachter eine allgemeine Fragestellung untersuchen würde? Etwa ob es zutrefte, dass die Industrie, gewinnorientiert wie sie ist, bei der Sicherheit spare, weil sie sich einen Dreck um die Menschen schere?“

Steinemann überlegte und sagte: „Also gut. Wir haben das schon oft gesagt. Aber wenn es dir gelingt, diesen Gutachter an Land zu ziehen und er unsere Aussage bestätigt, dann wäre das durchaus exklusiv. Geh ins Archiv und besorge dir eine Liste der Industrieunfälle der letzten zehn Jahre. Und dann schreib mir einen süffigen Artikel darüber. Du hast zwei Wochen Zeit.“

Nun ging es darum, Anderegg einzufangen. Ich rief ihn an und stellte mich vor als Max Rohr, Journalist bei den *Nachrichten*. Anderegg fragte, was ich wolle. Als ich das Interview erwähnte sagte er, ich solle mich mit der Anfrage schriftlich an ihn wenden, und hängte auf.

Ich schrieb also ein Mail an Andereggs Büroadresse und gab an, mir sei bekannt, dass er derzeit als Sicherheitsexperte im Fall Kuhnert tätig sei. Ich wisse wohl, dass er dazu nichts sagen könne. Mich interessiere jedoch die allgemeine Frage, ob die Industrie bei der Sicherheit aus seiner, Andereggs, Sicht verantwortungsvoll handle. Hierzu hätte ich eine Liste von Unfällen der vergangenen Jahre zusammengestellt, die ich gerne mit ihm durchgehen möchte.

Anderegg ging auf die Anspielung zum Fall Kuhnert gar nicht ein – nun ja, sie hatte nur den Zweck gehabt, mich einzubringen. Er antwortete per Mail, über alle Industrieunfälle der letzten zehn Jahre habe die Presse erschöpfend berichtet, dem möge er nichts beifügen. Ich solle die vorhandenen Artikel studieren, die genügend Aussagen von Sicherheitsexperten enthielten.

Ich schrieb zurück, dankte ihm für den konstruktiven Vorschlag und versprach, das würde ich tun. Doch die Zeitung, ihre Leserschaft und ich selbst wüssten doch gerne mehr über die allgemeine Haltung der Industrie in Sicherheitsfragen, denn es sehe so aus, als ob sich die Unfälle häuften. Ob er

sich nicht als erfahrener Experte dazu äussern könne?

Anderegg mailte kurz angebunden, von derartigen Verallgemeinerungen halte er nichts. Er als Experte finde es notwendig, jeden Fall gesondert zu betrachten. Sogar in derselben Branche sei jede Firma wieder anders. Nur wenn Unfälle bei bestimmten Produkten oder Verfahren gleich oder sehr ähnlich abliefen, liessen sich daraus Schlüsse ziehen.

Ich blieb hartnäckig und fragte, ob man denn nicht von einer Sicherheitskultur reden könne? Und ob diese nicht von einem Experten beurteilt werden müsse?

Nun rief Anderegg mich an. Dass er nicht mehr per Mail antwortete, buchte ich als Erfolg. Auch wenn er vielleicht dachte, er könne mich so besser abwimmeln, war ich überzeugt, ihn am Haken zu haben. Er erklärte, für meine Recherche gebe es Fachleute, die geeigneter seien als er. Gerade solch allgemeine Fragen seien Sache der Theorie und der Lehre, nicht der Praxis. Antworten darauf seien am ehesten an den Hochschulen zu bekommen. Er riet mir, mich an Professor Krüger zu wenden. Allenfalls an Professor Gubler.

Darauf war ich vorbereitet. Ich hatte mich bei meinen Gewährspersonen umgehört. Auch bei den Versicherungen hatte es geheissen, wenn es um Sicherheitsfragen ginge, kämen in erster Linie die Professoren Krüger und Gubler in Frage, neben dem unabhängigen Gutachter Anderegg. An der Hochschule hatte man mir erklärt, Krüger sei ein fauler Hund. Der sei nur daran interessiert, sich vor Publi-

kum zu produzieren. Er nutze jede Gelegenheit, um in die Medien zu kommen. Wenn es mir ernst sei mit dem Thema, solle ich von dem die Finger lassen. Ein Beitrag mit Krüger wäre voller bombastischer, empört geäussert Gemeinplätze, und die schlechte Qualität der Aussage würde auf mich zurückfallen. Und bei Gubler hätte ich keine Chance. Der sei kompetent und arbeitsam und daher mit Forschungsaufträgen und Expertisen ausgelastet, habe also vermutlich keine Zeit. Doch noch wichtiger: er möge die Medien nicht.

Also log ich Anderegg am Telefon an, ich hätte es bei beiden erfolglos versucht. Ich mimte Verzweiflung und sagte, bei den Versicherungen sei mir nebst den Professoren lediglich sein Name genannt worden. Ich hätte nie gedacht, dass es bei diesem wichtigen Fach nur derart wenige geeignete Experten gäbe. Aber so sei es nun einmal, und das bedeute, er sei meine letzte Hoffnung.

Anderegg zögerte. Mein Anliegen klang logisch. Ich merkte, dass ich ihm zwar noch immer lästig fiel, aber dass ihn meine Taktik verunsichert hatte. Und tatsächlich, er kam mir einen Schritt entgegen. Er wollte wissen, mit welchem Zeitaufwand ich rechne. Ich sagte, gemäss meiner Erfahrung sollten wir mit vier bis fünf Gesprächen das Thema seriös abhandeln können. Hinzu käme sein Aufwand, um das Geschriebene durchzulesen und allenfalls zu korrigieren.

Anderegg versprach, sich die Sache zu überlegen, doch zuerst wolle er mich treffen. Er wolle – Entschuldigung – sehen, ob ich ein geeigneter Partner sei.

Ich war erleichtert, und wir vereinbarten eine Zusammenkunft. Er schlug als Treffpunkt die Kolibri-Bar vor, und ich liess mir scheinheilig den Weg dorthin beschreiben.

Ich habe in meiner journalistischen Laufbahn unzählige Interviews geführt. Die ersten zehn waren spannend, dann kam die Routine. Es lief so ab, dass jemand in der Redaktionssitzung fand, diese oder jene Person könne zu diesem oder jenen Thema auch noch etwas sagen, das zur Ausrichtung unseres Blattes passe. Und manchmal sagte Steinemann halt, „Max, das ist etwas für dich.“ Also verfügte ich mich in eines unserer Nobelhotels und befragte die auserwählte Persönlichkeit. Diese war natürlich gecoachert worden und gab die üblichen Aussagen von sich, genau das, was zu erwarten war. Manchmal trieb man das Opfer durch eine unerwartete oder bohrende Frage ein bisschen in die Enge, doch das gehörte zum Spiel – die Leserschaft will unterhalten sein. Kurzum, schon lange blickte ich einem Interview nicht mehr erwartungsvoll entgegen.

Doch auf das Treffen mit Anderegg war ich gespannt. Ich kam eine Viertelstunde früher, und als Anderegg eintraf, begrüßte ich ihn sogleich mit dem Hinweis, ihn nach einem Bild auf seiner Website erkannt zu haben. Als er mich musterte, blitzte ein Wiedererkennen auf. Aber er hatte mich nur einmal flüchtig in der Bar gesehen und konnte sich offensichtlich nicht mehr erinnern.

Wir setzten uns an eines der Tischchen. Anderegg kämpfte dabei mit seiner eingeschränkten Beweglichkeit, doch ich beschloss, ihn erst nach dem Grund zu fragen, wenn wir vertrauter wären. Nachdem er sass ging er zum Angriff über und erklärte, er gehöre

nicht zu den Lesern unserer Zeitung und habe daher in den letzten Tagen wieder einmal in zwei Nummern geblättert. Und dabei habe er immer noch unsere altbekannte Wirtschaftsfeindlichkeit geortet. Er lehne daher eine Zusammenarbeit ab.

Ich entgegnete, wir hätten aber oft auch Verständnis für die Wirtschaft bewiesen. Vorsorglich hatte ich eine ältere Nummer mitgebracht mit einem zweiseitigen Feature, welches der schweizerischen Textilmaschinenindustrie gewidmet war. Der Ton war insgesamt wohlwollend und nur mit etwas lahmer, gesellschaftspolitischer Kritik gewürzt, die wir unserer Leserschaft schulden, etwa das, was man heute in jeder Nachrichtensendung vernimmt.

Was ich ihm nicht sagte war, dass das Ganze abgekartet gewesen war. Die Branche hatte einen neuen Gesamtarbeitsvertrag abgeschlossen, der den Gewerkschaften massiv entgegenkam. Diese waren aufgrund des zur Zeit gerade blühenden internationalen Marktes in der angenehmen Lage gewesen, die Arbeitgeber ein bisschen erpressen zu können, sodass diese zähneknirschend Zugeständnisse gemacht hatten. Als Teil des Deals hatte der zuständige Gewerkschaftsboss dem zuständigen Industrieverbandsboss ein Trostpflaster versprochen, nämlich etwas zur Hebung des Ansehens der Branche zu tun. Er schlug ein Treffen zu dritt vor, die beiden Bosse mit Steinemann, dem 'Chefredaktor eines angesehenen Blattes'. Bei diesem Anlass würden sie positive Botschaften aushecken, die Steinemann unters Volk bringen sollte. Der Präsident des Verbands der Textilmaschinenfabriken war vom Gratis-Marketing sehr angetan

und stimmte freudig zu. Darauf lud der Gewerkschafter die beiden anderen zu einem teuren Essen in einem von progressiven Kreisen frequentierten Edelrestaurant ein. Steinemann hörte gut zu, erzählte mir alles brühwarm, und ich durfte den Beitrag verfassen.

Als ich die Nummer aus meiner Mappe zog, kam auch die neueste Ausgabe des Spiegel zum Vorschein. Kaum hatte Anderegg dies bemerkt fragte er, ob ich etwa auch zur gläubigen Gemeinschaft der Spiegel-Leser gehöre. Ich erwiderte, ich müsse das Magazin aus professionellen Gründen lesen. Vom Spiegel hätten wir alle gelernt, die Botschaften, die wir herüberbringen wollten, attraktiv zu verpacken. Anderegg meinte dazu, als skeptischer Mensch habe er nichts für Botschaften übrig. Ich sagte, das könne er selbstverständlich halten wie er wolle, doch trotzdem handle es sich um ein Magazin mit hohem journalistischem Niveau. Das brachte Anderegg zum Lachen. Er fragte, ob ich vom literarischen Niveau rede. Denn es sei bekannt geworden, dass manche Beiträge dieses Journals eher der Fiktion als der Berichterstattung zugerechnet werden müssten. Ich protestierte. Er spiele auf den Fall eines einzelnen Journalisten an, der bei seinen Reportagen gelogen habe. Und es sei die Redaktion selbst gewesen, die dies erkannt hätte. Anderegg meinte, ihm sei klar, dass diese Redaktion die Zeitung nach ihrem Weltbild gestalte. Sie schrieben, was zu ihrem Glaubensbekenntnis passe. Was eigentlich nicht störe, da dies offenbar auch dem Glaubensbekenntnis der Leserschaft entspräche. Er selbst möge das Magazin aller-

dings nicht. Es liefere nicht Berichterstattung oder Analysen, sondern Stimmungsmache aus einem spezifisch deutschen Blickwinkel. Das interessiere ihn nicht. Und zudem gehe ihm der Moralchauvinismus des Magazins auf den Geist.

Er stand vom Tischchen auf und sagte, es sei offensichtlich, dass wir zwei nicht auf derselben Wellenlänge lägen. Demzufolge mache er nicht mit bei einem Interview. Dabei holte er seine Briefftasche hervor, warf eine Zwanzigernote auf den Tisch und verliess die Bar.

Ich blieb einigermassen verblüfft zurück. In unseren Kreisen gilt: Wer den Spiegel ablehnt, ist reaktionär. Andererwegs Einstellung fügte ich sogleich der Negativliste im Bericht für Küng hinzu.

*

Für meinen Auftrag war die Entwicklung jedoch nicht hilfreich, und ich fragte mich, ob ich jetzt zu Küng schleichen und ihm eingestehen musste, dass ich gescheitert sei. Das war mir aus persönlichen Gründen nicht möglich. Ich liebte diesen Auftrag! Er brachte die erste Abwechslung seit Jahren in mein Berufsleben. Früher hatte ich aus Überzeugung recherchiert, analysiert und geschrieben, doch in den letzten Jahren war mein berufliches Feuer verrauchert, weil es – und ich habe keine Mühe, das einzugestehen – Hunderte von Journalisten gab, die ähnlich wie ich schrieben, mit immer denselben Themen – alle übernommen von Leitblättern wie dem Spiegel, mit der gleichen gesellschaftspolitischen Stossrich-